

Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 84 (2022)
Heft: 3

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezensionen

**Carbonnier-Burkard, Marianne; Trouchaud, Jean-Pierre (†):
Un huguenot de Marsillargues réfugié en Suisse. Lettres de Jean
Farengé à sa famille, 1686–1689.**

(Publications de l'Association suisse pour l'histoire du Refuge huguenot, volume 13). Neuchâtel: Alphil 2022. 303 S. ISBN 978-2-88930-436-3.

Anfang der 1990er-Jahre kam bei Renovationsarbeiten in einem Haus im südfranzösischen Marsillargues (Département Hérault) ein Bündel von rund dreissig Briefen zum Vorschein, das dort – zusammen mit einigen Psalmenbüchern – vor über drei Jahrhunderten im Dachgebälk versteckt worden war. Es handelt sich um Briefe, die der Hugenotte Jean Farengé in den Jahren 1686 bis 1689 auf seiner Flucht durch die Schweiz geschrieben hat. Adressiert sind sie an seinen Schwiegervater Simon Fontanès, gerichtet aber zunächst an seine Gattin, später an den zurückgebliebenen Adressaten.

Jean Farengé, 1661 in Marsillargues geboren, gehört einer ursprünglich aus Montpellier stammenden protestantischen Färberfamilie an. 1685, im Jahr des Widerrufs des Toleranzedikts von Nantes durch Ludwig XIV., heiratet er Madeleine Fontanès, Tochter eines *ménager* (Grundbesitzers) und Händlers, ebenfalls in Marsillargues ansässig. Kurz nach der Heirat beginnen im Languedoc die Dragonaden gegen die Protestanten. Diese sind gezwungen, entweder zum Katholizismus zu konvertieren oder ihre Religion im Versteckten, im *Désert*, auszuüben oder verbotenerweise das Land zu verlassen und auf abenteuerliche Weise ins protestantische Ausland zu fliehen.

Auch die Farengé und Fontanès konvertieren offiziell, fassen aber das Exil ins Auge. Im Frühjahr 1686 wagt Jean Farengé gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder und zwei Freunden heimlich die gefährliche Flucht. Seine Familie, so war es geplant, sollte später nachkommen. Über Genf und Lausanne gelangt er nach Bern, wo er sich ungefähr ein Jahr lang aufhält. Er findet Arbeit in der Färberei von Hans Rudolf Steck im Marzili, im Haus Weihergasse 17, das später vom hugenottischen Seidenfabrikanten Jacques Jonquière erworben wurde. Im Frühjahr 1687 zieht Farengé weiter nach Yverdon, wo er eine eigene Färberei betreibt. Hier endlich erreichen ihn seine Frau und sein Sohn sowie weitere Angehörige, und hier kommt auch seine Tochter zur Welt.

Die weiteren Briefe richten sich vorwiegend an seinen Schwiegervater († 1690). 1693, nach sechs Jahren, entschliesst sich Jean Farengé, wohl wissend, dass seine Zeit in der Schweiz beschränkt ist, nach Dublin weiterzureisen.

Jean-Pierre Trouchaud, ein aus Marsillargues stammender und mit seinem Heimatort eng verbundener Geograf, hat sich dieser Briefe angenommen, sie transkribiert und analysiert sowie den familiären Hintergrund recherchiert (ausführliche Prosopografie im Anhang). Dabei stand ihm die auf protestantische Kirchengeschichte Frankreichs

spezialisierte Historikerin Marianne Carbonnier-Burkard zur Seite. Nach dem Tod Trouchauds 2016 entschied sich Carbonnier-Burkard, das Begonnene zu Ende zu führen. Entstanden ist weit mehr als die ursprünglich anvisierte Edition der Farenges-Briefe. Bemerkenswert reichhaltig sind die Details zu den Familien Farenges und Fontanès und deren Umfeld. Das klar strukturierte, auch für Laien gut verständliche Buch gibt darüber hinaus Einblick in den politischen Hintergrund, das soziale Umfeld in Marsillargues, die prekäre Situation der Protestanten in Frankreich und das *Refuge*. Die Darstellung der Zeit des Aufenthalts Farenges in der Schweiz basiert auf den Hinweisen in den Briefen, ausserdem durften die Autoren (hier wohl eher die Autorin) dafür namentlich auf die Unterstützung der Historikerin Lucienne Hubler zählen.

Im Zentrum des Werks stehen aber die Briefe Farenges. Sie sind im Wortlaut wiedergegeben, mit minimalen Anpassungen der Orthografie und Interpunktion zur besseren Lesbarkeit. Zwei Eigenschaften zeichnen diese Briefe aus. Erstens: Im Gegensatz zu manchen anderen Zeugnissen des *Refuge* spricht aus ihnen nicht ein Theologe oder eine gebildete Dame aus der Oberschicht, sondern ein einfacher Handwerker. Sie sind auch nicht als Reisebericht gedacht; Informationen über den Alltag, die Lebensumstände in Bern und Yverdon, sind fragmentarisch, zufällig und oft wenig aussagekräftig. Wer also ein Kultur- oder Lebensbild aus der Refugiantenzeit – um an die Studie von Eduard Bähler von 1908 anzuknüpfen – erwartet, wird enttäuscht. Und zweitens fällt auf, wie stark Farenges religiös geprägt und motiviert ist. Seine Bibelfestigkeit beeindruckt. Mit geradezu missionarischem, unermüdlichem Eifer und mit gezielt eingesetzten Bibelzitatzen – optisch durch Kursivschrift gut erkennbar – insistiert er bei seiner Frau, dem falschen Glauben abzuschwören und ihm endlich zu folgen. Auch die Briefe an seinen Schwiegervater schöpfen aus der Bibel und aus den Psalmen. Seine Briefe, so stellen die Autoren fest, erinnern an das Genre der reformierten Predigt, das Jean Farenges durch seine Erziehung und religiöse Praxis verinnerlicht hatte: die Lektüre der Bibel und von Frömmigkeitsschriften, das Auswendiglernen der Psalter von Clément Marot und Théodore de Bèze und des Katechismus von Jean Calvin sowie die Gottesdienstpredigten und die kursierenden Aufrufe zur Flucht. All diese Quellen bilden die Grundlage der Themen in Farenges Briefen.

Noch immer ist das Standardwerk von Johann Caspar Mörkofer von 1876 die einzige, aber völlig überholte Gesamtdarstellung der Geschichte der evangelischen Flüchtlinge in der Schweiz. Im Rahmen und in der Folge des Gedenkjahres von 1985 und der damaligen Ausstellung in Lausanne entstanden zwar eine Vielzahl grösserer und kleinerer, weit verstreuter Publikationen zu Teilaspekten der Hugenotten und Waldenser in der Schweiz, doch dann wurde es seltsam still um diese Materie, und das trotz der Brisanz und der Aktualität des Themas Flucht. Eine Ausnahme bildet die

Schweizerische Gesellschaft für Hugenottengeschichte, die hier nun zum dreizehnten Mal einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des *Refuge* in der Schweiz leistet.

Margrit Wick-Werder, Biel

Carter, Vincent O.: Meine weisse Stadt und ich. Das Bernbuch.

Aus dem amerikanischen Englisch von Pocio und Roberto de Hollanda,
Nachwort von Martin Bieri. Zürich: Limmat-Verlag 2021. 440 S.
ISBN 978-3-03926-009-6.

Der US-amerikanische Schriftsteller und Künstler Vincent O. Carter ist in den letzten Jahren neu entdeckt worden. Ein bereits 1963 abgeschlossenes Manuskript, für das er keinen Verleger fand, wurde 2003 unter dem Titel *Such Sweet Thunder. A Novel* erstmals publiziert. Es handelt sich um ein anschauliches Bild des Lebens einer schwarzen Familie im Amerika des frühen 20. Jahrhunderts. Sein einziges zu Lebzeiten erschienenes Buch *The Bern Book. A Record of a Voyage of the Mind* (New York, 1973) ist 2020 neu als Paperback aufgelegt worden und letztes Jahr erstmals in deutscher Übersetzung herausgekommen. Carters zeichnerisches Schaffen würdigte im September 2020 eine Ausstellung im Künstlerhaus an der Postgasse 20 in Bern («Vincent O. Carter – A Traceable Line»).

Geboren 1924 in Kansas City (Missouri, USA), wuchs er in bescheidenen Verhältnissen im schwarzen Ghetto auf, wurde in die Armee eingezogen und nahm 1944 an der Landung in der Normandie und der Befreiung von Paris teil. Schon damals beschloss er, später dorthin zurückzukehren und Schriftsteller zu werden. Nachdem er in Amerika Literatur, Philosophie und Religionswissenschaften studiert hatte, kam er 1953 wieder nach Europa. In Paris hatte inzwischen die Stimmung umgeschlagen: Statt auf Begeisterung traf er auf Ablehnung. Nach ebenfalls unbefriedigenden Aufenthalten in Amsterdam und München reiste Carter weiter nach Bern, um Freunde, die hier in der amerikanischen Botschaft arbeiteten, zu besuchen. Und in einer Art selbstgewählten Exils verblieb er in Bern bis zu seinem frühen Tod im Jahr 1983.

Den Lebensunterhalt verdiente er sich mit Erzählungen hauptsächlich für amerikanische Zeitschriften, Sendungen für das Schweizer Radio und Englischunterricht. Seine Erfahrungen als schwarzer Amerikaner in einer Stadt von Weissen verarbeitete er im vorliegenden Buch, das er schon 1957 fertiggestellt hatte, aber erst 1973 in seinem Herkunftsland veröffentlichen konnte. Es bietet einen kritisch-ironischen Blick auf die Stadt Bern und die Schweiz in den 1950er-Jahren.

In der aktuellen Rezeption wird vor allem die soziologische und ethnografische Bedeutung seiner Sicht auf den damaligen offenen und versteckten Rassismus her-

vorgehoben. Carter berichtet manchmal amüsiert, manchmal verärgert in 78 meist kleineren Kapiteln über seine Erlebnisse in Europa und seine Begegnungen mit Bernerinnen und Bernern. Dass er 1953 am Vorabend der Feierlichkeiten zum Jubiläum «600 Jahre Bern im Bund» kein Zimmer fand und auf die Unterstützung des Botschaftspersonals angewiesen war, ist nachvollziehbar. Diskriminierende Erfahrungen machte er danach bei der lange erfolglosen Zimmersuche. Er verhehlt aber auch nicht, dass er auf wohlwollendes Interesse an seiner Person stiess, finanzielle Unterstützung erhielt und regelmässig zum Essen eingeladen wurde. Fertigwerden musste er mit dem Angestarrtwerden, der Bezeichnung mit N-Wörtern und den immer gleichen Fragen, hinter denen Vorurteile steckten, vor allem mit der Frage, warum er ausgerechnet nach Bern gekommen sei.

Eigentlich trifft der Untertitel der Originalausgabe den Charakter des Werks genauer, handelt es sich doch – Carter nennt es ein «Reisebuch» (S. 7) – um den Bericht über eine mentale Reise, eine Reise in die Fremde, um sich zu finden, im Fall Carters, um Schriftsteller zu werden. Der Autor erzählt von Erlebnissen, die eher unspektakulär und vorwiegend auf seine eigene Person bezogen sind. Es ist eine intensive Auseinandersetzung mit alltäglichem Rassismus. Eingestreut sind essayistisch philosophische Überlegungen; Carter erweist sich als belesen und mit der europäischen Kunst und Kultur vertraut.

Im Klappentext wird das Buch als «scharf beobachtetes Porträt seiner Zeit, seiner Gesellschaft und seiner Stadt» bezeichnet. Carter wohnt im Kirchenfeld, wo er eine «Friedhofsruhe» verzeichnet, im Weissenbühl und im Fischermätteli, besucht Bars und Tea-Rooms, die damals neu sind und die er eingehend beschreibt, geht immer wieder über die Kirchenfeldbrücke und streift durch die Altstadt. Er wundert sich über Berns Provinzialität, obwohl es die Hauptstadt der Schweiz ist. Die Stadt sei «gut geplant, wenn auch mit einer sterbenslangweiligen Klarheit, der es an jener edlen, atemberaubenden Erhabenheit» fehle, die eine Grossstadt auszeichne (S. 376). Vielfach sind seine Beobachtungen Verallgemeinerungen, manchmal auch Klischees (zum Beispiel über Ordnung, Sicherheitsbedürfnis, Sauberkeit, Ruhe). Seine «fingierte kleine Geschichte der Schweiz» (S. 326ff.) bezieht nicht ohne Ironie auch die Stellung der Frauen mit ein, die er als adrett gekleidet und stets «hübsch» beschreibt, die aber politisch nichts zu sagen haben. Gegen Ende des Buches entfernt er sich immer mehr von Bern und äussert sich generell zur Schweiz und zu den Schweizern und Schweizerinnen. Der Ertrag für die Geschichte Berns fällt insgesamt nicht so ergiebig aus, wie das «Bernbuch» im Titel verheisst, bleibt Carter doch vielfach an der Oberfläche und hätte seine Erfahrungen als Schwarzer in der damaligen Zeit wohl auch in andern Schweizer Städten machen können.

Im Nachwort relativiert der Autor, Dramaturg und Journalist Martin Bieri Carters Behauptung, der erste und einzige Schwarze in Bern gewesen zu sein, doch war er wohl einer der ersten, der blieb und den man in der Stadt immer wieder antraf; umgekehrt habe Vincent O. Carter Bern zu einem Ort in der amerikanischen Literaturgeschichte und einem Ort der schwarzen Literatur gemacht.

Emil Erne, Bern

Flück, Melissa: Jüdisches Biel. Ein Porträtbuch.

Zürich: Hier und Jetzt 2022. 124 S. ISBN 978-3-03919-563-3.

An der Rüschiinstrasse 3 in Biel steht die im maurischen Stil erbaute und 1883 eingeweihte Synagoge. Sie ist das Wahrzeichen einer einst relativ grossen jüdischen Gemeinde. Die Zeiten haben sich geändert, die Gemeinde ist geschrumpft und hat keinen eigenen Rabbiner mehr. Woran liegt es? Und wer macht heute noch aktiv mit?

Die Jüdische Gemeinde Biel entstand Mitte des 19. Jahrhunderts. Ihre Geschichte bis 1945 ist von der Historikerin Annette Brunschwig aufgearbeitet und 2011 unter dem Titel *Heimat Biel* publiziert worden. Jetzt ist ein schmales Buch erschienen, das die Brücke zur Gegenwart schlägt. Es enthält neun Porträts von heute lebenden Gemeindemitgliedern. Melissa Flück hat in langen Gesprächen deren Familiengeschichten und Lebensweisen ergründet und in verdichteter Form aufgeschrieben.

Alle neun Lebensgeschichten sind interessant zu lesen, stehen aber unvermittelt nebeneinander. Die Autorin, die während ihres Studiums an der Universität in Basel neben Kulturanthropologie auch das Fach «Jüdische Studien» belegte, hat es vermieden, die Gespräche unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt zu interpretieren; sie überlässt es den Leserinnen und Lesern, ihre Schlüsse zu ziehen. Eine gewisse Hilfe bietet das Nachwort, das Melissa Flücks ehemalige Dozentin, Stefanie Mahrer, unter dem Titel «Die jüdische Gemeinde Biel im Kontext» geschrieben hat.

Die Serie der Porträts beginnt mit Joke Mollet. Sie wurde 1936 in Amsterdam geboren, kam nach dem Zweiten Weltkrieg in die Schweiz und war vier Jahre lang Präsidentin der Jüdischen Gemeinde Biel. Von Haus aus sei sie keiner Religion zugehörig gewesen, sagt sie. Ihre sozialistischen Eltern hätten sie atheistisch aufgezogen. Der Vater habe christliche Vorfahren gehabt, die Mutter sei jüdischer Herkunft gewesen. Die Besetzung der Niederlande durch die Nazis erlebte sie als entbehrungsreiche und gefährliche Zeit. Ihre jüdische Grossmutter hätte deportiert werden sollen, was ihre Mutter mit einem dramatischen Auftritt bei der Gestapo verhinderte. Joke heiratete 1954 in Biel einen reformierten Schweizer. Obwohl er selbst kein Kirchgänger war, liess sie sich in der Stadtkirche taufen. Zwanzig Jahre später fühlte sie sich stärker

zum Judentum hingezogen, nahm Unterricht beim Rabbiner und lernte Hebräisch. Sie integrierte sich in die jüdische Gemeinde, blieb aber offen gegenüber den anderen Religionsgemeinschaften.

Jona Fritz, geboren 1949, ist Israelin. In ihrer Familie wurde Hebräisch gesprochen, und zwar auch noch, als sie sich in Biel niederliess. Heute gebe es nicht mehr viele Juden in Biel, sagt sie. Die Jungen seien weggezogen, nach Israel oder anderswohin. «Es ist nicht einfach, hier als Gemeinde zu überleben. Aber wir tun, was wir können. An die Anlässe kommen mehr Frauen als Männer.» Viele seien Witwen; es sei ihnen zunehmend ein Bedürfnis, in die Synagoge zu gehen. Bei ihr sei es umgekehrt; sie sei jetzt nicht mehr so aktiv wie früher. Wichtiger sei ihr die Familie. «Wenn meine Enkel kommen, tanzen wir. Einfach leben und leben lassen, das ist gut. Mir ist es egal, ob jemand Muslimin, Jude oder Christin ist, wenn er ein guter Mensch ist, schliesse ich ihn ins Herz.»

Der älteste der Befragten ist Simon Laur. Sein Vater war Rabbiner und stammte aus Südgalizien. 1916 kam er nach Biel und wurde 1919 eingebürgert. 1925 wurde er nach Mannheim berufen, kam aber nach dem Pogrom vom 9./10. November 1938 («Kristallnacht») in die Schweiz zurück und wurde wieder Rabbiner in Biel. Sohn Simon, geboren 1929 in Mannheim, besuchte in Biel das Gymnasium und studierte in Bern klassische und semitische Philologie. Er wurde Lehrer in Glarus, später Professor für Judaistik an der Universität Luzern. Er behielt den Kontakt zur Jüdischen Gemeinde Biel und kennt alle alten Gemeindemitglieder. So weiss er von David Epelbaum zu erzählen, der aus Polen nach Biel kam und hier Kinobesitzer wurde. Sohn Vital Epelbaum, geboren 1934, war Jurist, erwarb mehrere Kinos und war Vorstandsmitglied und zeitweiliger Präsident der Jüdischen Gemeinde Biel. Als Mitglied des Zentralkomitees des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebunds erwarb er sich grosse Verdienste. Seine Tochter Edna Epelbaum führt heute das Kinounternehmen.

Aus den neun Porträts erfahren wir einiges über jüdische Menschen, ihre Einstellung zum Leben und ihre beruflichen Karrieren. Ihre Haltung zur jüdischen Gemeinde ist unterschiedlich, aber sie stimmen darin überein, dass es weniger die Religion sei, die heute die Bieler Juden zusammenhalte, als vielmehr gewisse Traditionen, die als Teile der jüdischen Kultur empfunden werden. Ob sich diese Kultur hierzulande halten kann? Insgesamt vermitteln die Gespräche das Bild einer offenen, liberalen Gemeinde, die Zerfallserscheinungen zeigt, weil nicht nur der religiöse Kitt bröcklig geworden ist, sondern auch die gemeinsamen Alltagsregeln oft nur noch eine marginale Rolle spielen. Ist es wirklich so, oder ist dies nur ein oberflächlicher Eindruck? Unterliegt die jüdische Gemeinde einem Trend, der die christlichen Gemeinden schon lange

erfasst hat, oder gibt es spezifische Unterschiede? Auf solche Fragen liefert das Buch keine Antworten.

Tobias Kaestli, Biel

Haldemann, Arno: Prekäre Eheschliessungen. Eigensinnige Heiratsbegehren und Bevölkerungspolitik in Bern, 1742–1848.

(Konflikte und Kultur – Historische Perspektiven, Bd. 39). München: UKV-Verlag 2021. 429 S. ISBN 978-3-7398-3173-2.

Thèse de doctorat soutenue à Berne sous la direction des professeurs Joachim Eibach et Margareth Lanzinger, l'ouvrage d'Arno Haldemann traite d'un sujet original. L'auteur a choisi de se pencher sur ce qu'il appelle les « mariages précaires », soit des unions projetées dont le futur incertain, réel ou subjectif, amène particuliers et institutions à les combattre. Sa recherche se déploie dans la longue durée, de 1742 à 1848, période de transition ou « Sattelzeit » selon le concept forgé par Reinhart Koselleck et utilisé dans l'historiographie de langue allemande. Il souhaite étudier si, à l'instar d'autres aspects sociaux, l'opposition aux mariages précaires a évolué et comment.

La première phase va de 1742, date d'un remaniement de la loi consistoriale, à l'invasion française en 1798, qui amène un changement du régime politique. Le Consistoire suprême, en ville de Berne, juge les appels qui proviennent aussi bien des couples à qui un consistoire local a dénié le droit de se marier que des opposants à leur union. Sous la République helvétique (1798–1803), le Consistoire suprême est remplacé par des tribunaux de district et le tribunal cantonal. Le droit de pétition accordé aux citoyens, largement utilisé pour nombre de problèmes, l'est aussi par les couples qui défendent leur droit au mariage. De 1803 à 1848, le système consistorial renaît et le Code civil bernois (1826) conserve certains aspects des anciennes lois.

Le nombre de cas examinés est faible et dépend dans une large mesure de l'obstination des parties, candidats au mariage comme opposants. L'auteur donne de nombreux exemples en citant les propos rapportés dans les sources, qui rendent vivante la situation.

Sous l'Ancien Régime, quelques types de mariages étaient particulièrement mal vus: les remariages, les unions financièrement mal assorties et celles impliquant un étranger, le terme s'appliquant à toute personne n'étant pas bourgeoise de la commune. Les mineurs (et la minorité civile dure jusqu'à 25 ans) ne pouvaient se marier sans l'assentiment du père ou du tuteur. Les familles étaient les premières à saisir le consistoire pour éviter un prétendant trop pauvre, une fille jugée de mauvaise vie ou des

écarts d'âge trop importants. Il fallait aussi protéger l'héritage des enfants d'un premier mariage. Des 61 oppositions trouvées par l'auteur, 34 émanaient de la parenté des futurs époux.

Les familles n'étaient pas seules à réagir. Les communes, dont l'une des tâches était l'assistance à leurs ressortissants, n'avaient aucune envie d'accepter des unions dont il était prévisible que parents et enfants seraient bientôt à leur charge et c'était souvent elles qui s'opposaient à un projet matrimonial. Une partie de la population était ainsi empêchée de convoler à cause de sa pauvreté.

Les futurs défendaient avec énergie leur projet. Ils mettaient ainsi en avant qu'un couple pouvait s'en sortir mieux qu'un célibataire et que l'épouse contribuerait à augmenter le revenu disponible. Ceux qui avaient un enfant né ou à naître insistaient sur la solidité de leur attachement. Ils critiquaient aussi les lois consistoriales bernoises fort rigides sur les liens de parenté qui empêchaient nombre de mariages.

Sous la République helvétique, 160 pétitions, signées le plus souvent par l'homme, concernèrent des mariages précaires. Leur nombre, faible en 1798, culmina en 1801, puis redescendit. L'argumentation des futurs couples reposait sur le droit naturel pour chacun de convoler, parfois sur l'amour qu'ils se portaient, deux éléments sinon nouveaux, tout au moins plus visibles qu'auparavant. Ils critiquaient aussi la proclamation des bans à trois reprises, quelquefois dans plusieurs paroisses, qui leur coûtait du temps, de l'argent et favorisait les réactions violentes des communautés (charivaris). Les autorités centrales se montrèrent bien disposées envers les pétitionnaires et près de 90% des demandes furent acceptées.

La période 1803–1848 vit la restauration de quelques éléments (par exemple droit d'entrée pour les conjoints étrangers, enfants illégitimes sans droit de succession), mais aussi des nouveautés, comme les mariages inter-confessionnels, facilités par les libertés d'établissement et du commerce. Les opposants aux mariages précaires furent surtout les communes, 59 sur 73 cas. Face au paupérisme croissant, craignant la surpopulation, elles cherchèrent au maximum à protéger leurs ressources. La situation financière du futur fut examinée soigneusement (payait-il des impôts ou avait-il été assisté et n'avait pas remboursé ?). Dans ce cas, le droit au mariage lui était refusé et la première moitié du XIX^e siècle fut moins favorable aux pauvres que l'Ancien Régime.

La question des mariages précaires fait intervenir les futurs couples, les familles et les communes. Les opposants défendaient soit leur position sociale, soit leurs intérêts économiques. S'y mêla, dès le XVIII^e siècle, le problème démographique. Voulait-on, alors que l'on croyait (faussement) à la dépopulation, encourager la croissance et donc favoriser les mariages ? La Société économique de Berne discuta longuement

cette question et fut partagée. Au XIX^e, le débat porta plutôt sur la paupérisation. Dans tous les cas, l'étude des mariages précaires a bénéficié d'une nouvelle approche en utilisant la source des tribunaux d'appel.

Lucienne Hubler, Pully

Krähenbühl, Samuel; Krähenbühl-Müller, Therese: Das Justistal und seine Alpen.

Thun/Gwatt: Werdt & Weber 2021. 352 S. ISBN 978-3-03818-319-8.

Für Volkskundler, Heimatverbundene und Eventseekers ist das Justistal ein Kultort wegen des, wie in der Publikation zu lesen ist, berühmtesten «Chästeilets» der Welt. Für Geologen und Tektoniker ist das Justistal ein Kultort, weil es das eindrucklichste Antiklinaltal der Schweiz ist. Die Erosion liess in der aufgebrochenen Alpenrandkette nördlich des Thunersees ein Tal von urtümlicher Schönheit entstehen, begrenzt von den schroffen Felswänden des Sigriswil- und des Niederhorngrats. Der relativ breite alluviale Talboden zwischen Grön und Sichle gab Raum für neun Alpen, die heute noch nach einem jahrhundertalten genossenschaftlichen System bewirtschaftet werden.

Diese Alpen und ihr Produkt, der Justistaler Alpkäse, stehen im Zentrum der schönen Monografie. Jede Alp wird eingehend beschrieben und vor allem mit aussagekräftigen Fotografien dokumentiert. Sie stammen zum Teil vom Verfassersteam, aber auch aus privaten Foto- und Ansichtskartensammlungen. So entsteht ein lebendiges Bild dieses Natur- und Wirtschaftsraumes.

Eine wahre *Trouvaille* sind die über zwanzig Fotos von Ernst Konrad Schiller (1873–1947). Er studierte in Bern Philosophie, war Redaktor am *Bieler Tagblatt* und am *Bund* und gründete 1910 in Wiler (Sigriswil) ein Zöglingsinstitut. Als begabter Fotograf faszinierte ihn die Bergwelt, beispielsweise die Karstgebiete im Alpstein und eben das Justistal. Die Glasplatten seiner Aufnahmen sind im Besitz der Familie Krähenbühl erhalten geblieben und wurden für den Band erstmals digitalisiert. Schiller figuriert weder im *Historischen Lexikon der Schweiz* noch im Index der Fotostiftung Schweiz. Gerne hätte man auch über die andern Fotografen, Sammler und Sammlerinnen von Bildzeugnissen etwas mehr als nur die Namen erfahren.

Drei Kapitel des Buches sind dem «Chästeilet» gewidmet, an dem der Käseertrag des Sommers, der «Nutzen», nach einem uralten System auf die Bergrechtsinhaber verteilt wird. Der Leser dankt es, dass dieses System, erstmals 1929 von Adolf Schaer-Ris in seiner Sigriswiler Heimatkunde für Aussenstehende beschrieben, mit einer übersichtlichen Grafik dargestellt wird.

Weitere Kapitel des Buches befassen sich mit der Tierwelt, der Sagenwelt und der militärischen Bedeutung des Justistals während des Zweiten Weltkriegs. Letzteres Kapitel stützt sich auf die Schrift *Reduiteingang Thunersee* von Jürg Keller (2013) und zeigt mit informativen Bildern Reste der ausgedehnten Festungsanlagen, etwa die Panzersperre in Merligen oder das militärisch umgebaute Schafloch am Sigriswilgrat. Interessant ist, dass die Armee, indem sie die Strasse Sigriswil–Beatenberg für militärische Zwecke erstellte, den heutigen Tourismus im Justistal erst ermöglichte und gleichzeitig die Voraussetzung dafür schuf, dass die Justistaler Alpen auch heute noch bewirtschaftet werden können.

Nicht ganz glücklich wird man über die Ausführungen zu Geografie und Geologie des Justistals. Den eindrücklichen Bildern sind die erklärenden Texte nicht gewachsen, da hätte der Abdruck eines Ausschnitts der Landeskarte mehr gebracht. Auch komplexe geologisch-tektonische Zusammenhänge lassen sich mit bildnerischen statt mit sprachlichen Mitteln wohl verständlicher darstellen. Der Irrtum, dass das Justistal geologisch zum Emmental gehöre, hätte sich mit einem Blick auf eine aktuelle tektonische Karte vermeiden lassen.

Christoph Zürcher, Bern

Künzler, Lukas: Anerkennung vor Umverteilung. Zur sozialen Frage bei Jeremias Gotthelf.

Hildesheim, Zürich, New York: Georg Olms 2020. 779 S.
ISBN 978-3-487-15935-5.

Akribisch spürt Lukas Künzler in seiner Dissertation den sozial-ethischen und religiösen Überzeugungen des Lützelflüher Pfarrers und Schriftstellers Albert Bitzius alias Jeremias Gotthelf (1797–1854) nach, welche die Antriebsfeder für dessen Engagement im Armenwesen bilden. Um der facettenreichen Persönlichkeit des Geistlichen und der Wechselwirkung zwischen literarischem Schaffen und praktischem Kampf gegen die zunehmende Verarmung weiter Bevölkerungsschichten gerecht zu werden, verfolgt Künzler eine interdisziplinäre Herangehensweise: Er siedelt seine Arbeit im Grenzgebiet zwischen Literatur- und Geschichtswissenschaften sowie der Theologie beziehungsweise Religionssoziologie an.

Im Zentrum der literarischen Untersuchung stehen Gotthelfs Sachschrift *Die Armennoth* (1840) sowie der von der Sekundärliteratur bisher eher stiefmütterlich behandelte Roman *Käthi, die Großmutter* (1847). Zusätzlich wertet Künzler eine Fülle von historischen Quellen aus, die es ihm erlauben, Bitzius als handelnden Akteur im Bereich des Armenwesens in das zeitpolitische Geschehen einzuordnen. Grosse

Aufmerksamkeit widmet er zwei Umfragen, welche die Berner Regierung 1844/45 und 1854/55 an alle Gemeinden versandte in der Absicht, sich einen Überblick über das kommunale Fürsorgewesen und die soziale Problematik zu verschaffen. Anhand der ersten Erhebung rekonstruiert Künzler die Dimensionen der Armut am Beispiel der Gemeinde Sumiswald, die besonders stark unter der «Armennot» litt. Bei der zweiten Umfrage analysiert er die Antworten von acht nach ökologisch-agrarwirtschaftlichen Kriterien ausgewählten Gemeinden der Amtsbezirke Trachselwald und Signau, um einen Einblick in die finanziellen Mittel, die Vergabep Praxis und die Organisation der kommunalen Armenbehörden zu erhalten. Bitzius' Positionen zeigen sich insbesondere in Akten und Briefen rund um die Armenerziehungsanstalt für Knaben im Amtsbezirk Trachselwald. Der Pfarrer von Lützelflüh gehörte zu den treibenden Kräften bei ihrer Gründung 1835 und spielte bis zu seinem Tod eine zentrale Rolle in der Verwaltungskommission der Anstalt. Als besonderes Bijou erweisen sich die Protokolle der Verwaltungskommission, die zum ersten Mal einer ausführlichen Analyse unterzogen werden und mit deren Hilfe sich die pädagogischen Grundsätze der Anstalt, die Diskussionsprozesse im Leitungsgremium sowie die Herausforderungen, die der Betrieb mit sich brachte, im Detail nachzeichnen lassen. Die quellenbasierte Herangehensweise bietet einen grossen Mehrwert gegenüber den älteren Arbeiten von Gerhard Gey¹ und Reinhild Buhne².

Wie Künzler aufzeigt, vertrat der Geistliche aus Lützelflüh die Ansicht, eine vollkommene Nivellierung der Einkommens- und Vermögensverhältnisse sei weder möglich noch erstrebenswert. Armut habe es zu allen Zeiten gegeben und werde immer existieren. Allerdings interpretierte er das Anschwellen der Massenarmut und die durch den Pauperismus bedingte soziale Gärung als spezifischen Ausdruck des «Zeitgeistes», der im menschlichen Verhalten und den gesellschaftlichen Zuständen begründet sei. Heftige Kritik übte er insbesondere an den Eliten, die sich nicht am Gemeinwohl orientierten, sondern in erster Linie ihre Eigeninteressen verfolgten. Die Bekämpfung des Elends allein mit repressiven Mitteln – etwa durch die Schaffung von Zwangserziehungsanstalten oder eine forcierte Auswanderung – lehnte er ab. Bitzius wandte sich sowohl gegen die frühsozialistischen Theoretiker, die eine soziale Revolution propagierten, als auch gegen Vertreter eines malthusianisch geprägten Armendiskurses, welche die in Not Geratenen ihrem Schicksal überlassen wollten. Der weltanschaulich neutrale Staat, der auf einer kontraktualistischen Konzeption basierte und alle zwischenmenschlichen Handlungen auf «den Charakter eines wechselseitigen Vorteilsaustausches» (S. 603) reduzierte, verführte die Menschen gemäss Bitzius zu «einem eigenutzenmaximierenden Verhalten» (ebd.) und liess die für eine gerechte Gesellschaft notwendigen soziomoralischen Quellen der Solidarität, Humanität und Nächstenliebe

versiegen. Einzig der christliche Glaube sicherte ihm zufolge die Kultivierung einer humanen Gesinnung mit freiwilliger Orientierung am Gemeinwohl, die im Rahmen einer *moral economy* eine gerechtere Ordnung hervorbringe und zu einer Verbesserung der Lage der Armen führe. Die Religion stellte für ihn den Schlüssel dar, um die Gesellschaft zu pazifizieren und die mit der Ungleichheit verbundene Ungerechtigkeit durch Nächstenliebe und verantwortungsbewusstes ethisches Handeln zumindest abzufedern. Dabei stand für Bitzium nicht die Umverteilung materieller Güter zugunsten der Armen im Vordergrund, sondern Anerkennung im Sinne sozialer Wertschätzung und Integration in die Dorfgemeinschaft anstelle der Marginalisierung. Parallel dazu forderte Bitzium von den Armen Demut und Selbstbeschränkung.

Künzler reiht Bitzium in überzeugender Weise in die Tradition republikanisch-kommunitaristischen Gedankenguts ein und verortet ihn in einer philosophischen «Linie» mit Denkern wie Charles Taylor. Im Bereich der Armenfürsorge sprach sich der Geistliche und Schriftsteller für weitgehende kommunale Kompetenzen, eine lokale Fiskalautonomie, den persönlichen Kontakt zwischen den Sozialpartnern und eine nachhaltige Bewirtschaftung von lokalen Gemeingütern aus. Nicht allein die Begüterten sollten Verantwortung für die Lebensumstände der unteren Schichten übernehmen, vielmehr galt es, durch armenpädagogische Massnahmen auf lokaler und regionaler Ebene eine gerechtere Gesellschaft aufzubauen. Diesem Zweck diente die Armenerschulungsanstalt im Amtsbezirk Trachselwald, mit der Bitzium der Ausbeutung der Verdingkinder einen Riegel verschieben wollte und deren Konzeption gemäss Künzler im Umfeld der Kindergartenidee einzuordnen ist.

Bitzium's Kritik am Rechtsstaat und seine Vorstellungen einer christlichen Tugendrepublik bieten, wie Künzler herausarbeitet, Anknüpfungspunkte an Positionen von Intellektuellen wie Ernst-Wolfgang Böckenförde, William James, Hartmut Rosa, Charles Taylor und Elinor Olstrom. Die Studie zeigt eindrucksvoll auf, dass Gotthelf keineswegs ein verblendeter Reaktionär war, sondern vielmehr «an einem entscheidenden Ort der Moderne stand» (S. 608) – und dass sein Werk möglicherweise auch wertvolle Impulse für die heutige Zeit enthält, in der vermehrt der Zerfall der demokratischen Wertegemeinschaft und ein überbordender Materialismus beklagt werden.

Markus Hofer, Seeberg

- ¹ Gey, Gerhard: Die Armenfrage im Werk Jeremias Gotthelfs. Zu einer Frühform christlichen sozialpolitischen und sozialpädagogischen Denkens und Handelns. Münster 1994 (Sozialpädagogik/Sozialarbeit im Sozialstaat, Bd. 4).
- ² Buhne, Reinhild: Jeremias Gotthelf und das Problem der Armut. Bern 1968 (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur, Bd. 36).

Ryser, Benjamin: Zwischen den Fronten. Berner Militärunternehmertum im Dienst des Sonnenkönigs Ludwig XIV.

(Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, Bd. 95). Zürich:

Hier und Jetzt 2021. 367 S. ISBN 978-3-03919-552-7.

Im Fokus der Forschung über die «fremden Dienste» – damit wird der vertragliche Militärdienst für Herrscher oder Territorien ausserhalb der Eidgenossenschaft bezeichnet – stehen seit rund einem Jahrzehnt die sogenannten Militärunternehmer. Das waren Akteure, die gegen Bezahlung militärische Einheiten zur Verfügung stellten, die sie selbst rekrutierten, bewirtschafteten und anführten. Bis um 1800 lagerten Kriegsherren die Anwerbung, Führung und Unterhaltung ihrer Armeen weitgehend an solche privaten Militärunternehmer aus. Die Forschung spricht vom Staat als *contractor state*¹. Die Dissertation von Benjamin Ryser entstand im Rahmen eines Forschungsprojektes der Universität Bern, das die eidgenössischen Militärunternehmer unter dem Aspekt der Privatisierung des Krieges sowie ihre Rolle für die Verflechtung der Eidgenossenschaft mit anderen Staaten in Europa untersucht.²

Ryser betrachtet die Handlungsspielräume der Berner Militärunternehmer, die sich in der Armee Ludwigs XIV. im Spannungsfeld zwischen der französischen Militäradministration und der Politik ihrer Heimatstadt befanden, sowie die Herausforderungen, welche die Aushebung und Bewirtschaftung des Regiments von Erlach für Bern und für die Hauptleute der einzelnen Kompanien mit sich brachte. Ryser möchte zudem Personenverbände identifizieren, die durch Ressourcen aus dem Solddienst ihre Macht absicherten, und herausfinden, wie sie in Bern politisch handelten.

Der erste Teil des Buches beschäftigt sich mit dem Regiment von Erlach, über dessen Anwerbung sich die Republik Bern und der französische König 1672 einigten. Letzterer sicherte sich mit der Vergabe von Offiziersstellen Einfluss auf den Kleinen und den Grossen Rat, während die zuständigen Kommissionsmitglieder wichtige Patronageressourcen gewannen, indem sie Verwandte und Klienten auf diese Posten platzieren konnten.

Im zweiten Teil belegt Ryser anhand einer Kompanieabrechnung, dass rund ein Drittel der Einnahmen als Gewinn verblieben, falls eine ständige Rekrutierung aufrechterhalten werden konnte. Ein Berner Militärunternehmer erwirtschaftete – bei bedeutend höheren Risiken – mit einer Kompanie in Frankreich den Gewinn einer Landvogtei dritter Klasse. Eine Karriere im Solddienst war aufgrund der grossen Konkurrenz bei politischen Ämtern dennoch eine attraktive Alternative für Patriziersöhne. Ein Beispiel für generationenübergreifendes Handeln der Militärunternehmer ist die Gardekompanie von Johann Jakob von Erlach (1628–1694). Seine Konversion zum

Katholizismus und die Verlegung seines Lebensmittelpunktes in die Nähe von Paris waren Versuche, die Einheit als Ressource in der Familie zu bewahren. Dies gelang bis 1770, aber sein Familienzweig war fortan vom französischen König abhängig. Dieser hatte den Söhnen Johann Jakobs das Freiburger Bürgerrecht beschafft, das sie zur Anwerbung von Rekruten in der Eidgenossenschaft berechnete, und protegierte auch ihre Nachkommen.

Ryser geht auch auf Loyalitätskonflikte der Berner Militärunternehmer ein. Der offensive Einsatz des Regiments von Erlach widersprach zwar den Vertragsbestimmungen, doch angesichts der begrenzten Machtmittel des Berner Rates und der erfolgreichen Störung der Kommunikation durch die französische Militärverwaltung blieb den Offizieren nichts anderes übrig, als den Befehlen des Königs zu folgen, wollten sie ihre Karriere nicht aufs Spiel setzen. Hier wäre zu erwähnen, dass für die einzelnen Offiziere die Teilnahme an Kampfhandlungen ein essenzieller Teil ihres «Berufs» und eine Gelegenheit war, Mut und Ehre unter Beweis zu stellen. Ob das auch eine Motivation war, im Zweifelsfall eher in den Krieg zu ziehen, als die Anweisungen aus Bern zu befolgen, hätte expliziter ausgeführt werden können.

Der dritte Teil erläutert, wie die antifranzösische «Fraktion», die Ryser weniger als feste Partei denn als schwer fassbare, flüchtige Gruppe beschreibt, im Berner Rat ab dem Ende des 17. Jahrhunderts die Oberhand gewann. Ihr Hauptargument für mehr Distanz zu Frankreich war die Angst von einer zu grossen Abhängigkeit vom Königreich. Die Expansionspolitik Frankreichs und die Vertreibung der französischen Reformierten nach 1685 stärkten die Position der antifranzösischen Ratsherren und führten zu einer Annäherung an England und die Niederlande. Während ein englisches Werbegeschäft 1690 scheiterte, waren die Niederlande einige Jahre später erfolgreicher. Der zu einer Alternative gewordene niederländische Solddienst übertraf im 18. Jahrhundert den französischen zahlenmässig.

Rysers Ergebnisse sind mitnichten alle neu, aber er kommt zu spannenden Erkenntnissen, gerade da, wo die bisherige Forschung manchmal allzu viel als selbstverständlich hinnahm. Galten bisher die Innerschweizer Offiziere, deren Heimatkantone eher schwach entwickelte Bürokratien besaßen, als Prototypen der unabhängigen Militärunternehmer, belegt Ryser, dass die Berner Hauptleute oft genau gleich handelten. Er kann ausserdem dokumentieren, wie hoch die Verdienstmöglichkeiten eines Offiziers im Vergleich zu einer politischen Karriere waren. Schliesslich zeigt er, wie die Kommunikation zwischen dem Berner Rat und den Militärunternehmern in Krisensituationen funktionierte (oder eben nicht).

Rysers Buch erfordert einige Hintergrundkenntnisse. Wer sich aber in die Geschichte des Solddienstes vertiefen möchte, erhält ein sehr lesbares Buch, dessen un-

präzise und klare Sprache ein Lob verdient. Nützlich sind die guten Zusammenfassungen nach den Hauptkapiteln. Im Anhang hätte sich der Rezensent anstelle der Auflistung der Majore über den Untersuchungszeitraum hinaus eine Übersicht über das Regiment von Erlach mit allen Kompanien und den jeweiligen Kompanieinhabern gewünscht.

Der Solddienst durchdrang in der frühneuzeitlichen Eidgenossenschaft viele Bereiche der Gesellschaft. Rysers Arbeit ist ein wertvoller Beitrag, dieses Thema noch besser zu verstehen.

Marc Höchner, Bern

¹ Holenstein, André: Wenig Krieg, schwache Herrschaft und begrenzte Ressourcen. Wirkungszusammenhänge im Militärwesen der Republik Bern in der Frühen Neuzeit. In: Meier, Jürg A.; Höchner, Marc: Schwerter, Säbel, Seitenwehren. Bernische Griffwaffen 1500–1850. Bern 2021, 15–32, hier 15.

² URL: https://www.hist.unibe.ch/forschung/forschungsprojekte/militaerunternehmertum___verflechtung/index_ger.html, konsultiert am 8.7.2022.

Stadelmann, Kurt; Museum für Kommunikation (Hrsg.):

«Sehr geehrter Herr! Schwer erstaunt über diese Zeilen ...». Post für Hans Huber, Hafner in Huttwil (1920er bis 1940er Jahre).

(Schriftenreihe des Museums für Kommunikation). Zürich: Chronos 2021. 140 S. ISBN 978-3-0340-1661-2.

In einem Estrich in Huttwil stand jahrelang eine Truhe, die Fotografien sowie zahlreiche Briefe und Notizzettel enthielt, die der Hafnermeister Hans Huber (1907–1970) erhalten oder – zu einem kleineren Teil – selbst geschrieben hatte. Seine Schwiegertochter Erika Huber entschied sich 2011, nach dem Tod ihres Mannes, das Material nicht wegzuerwerfen, sondern dessen Inhalt zu sichten, zu entziffern und zu datieren. Der Nachlass befindet sich heute im Museum für Kommunikation; die Dokumente wurden letztes Jahr in einem 140-seitigen Buch veröffentlicht.

Die Publikation ermöglicht den Einblick in die kleine Lebenswelt eines Mannes, der als Jüngling eine Elektrikerlehre in Utzensdorf begann. Damals war er zum ersten Mal in der Fremde, wurde aber dank der Briefe der Eltern, Geschwister und Freunde über die Ereignisse in der Heimat auf dem Laufenden gehalten. Nach kurzer Zeit musste er die Lehre abbrechen, weil er an Tuberkulose erkrankt war. Es folgte ein langer Krankheits- und Genesungsprozess, zuerst im Spital in Huttwil, anschliessend im Volkssanatorium in Heiligenschwendi, das auf Tuberkulosekranke spezialisiert war. Auch hier erhielt er zahlreiche Briefe von Familienmitgliedern, Verwandten und Freunden, die sich liebevoll um ihn kümmerten. Der Nachlass enthält aus diesem Zeit-

raum (Januar 1923 bis Juli 1924) nur an Hans Huber adressierte Briefe, insgesamt neunzig Stück. Seine Antworten hingegen sind nicht erhalten geblieben.

Das Buch enthält noch eine weitere, andersartige Korrespondenz, die rund zwanzig Briefe aus der Zeit von Oktober 1942 bis April 1943 umfasst. «Schwer erstaunt über diese Zeilen, habe ich mich doch entschlossen diesem Stell/Dichein zu folgen», schrieb Berty Zehnder, Gehilfin in der Apotheke Huttwil, am 22. Oktober 1942 an Hans Huber, der unterdessen im elterlichen Hafnergeschäft arbeitete. Sie antwortete damit auf einen Brief von Hans, der sie ohne konkrete Begründung zu einem Treffen am folgenden Samstag- oder Sonntagabend aufgefordert hatte. Sie nahm die Einladung an, worauf sich sehr schnell eine innige Beziehung zwischen den beiden entwickelte: Anfang November wechselte Hans vom formellen Sie aufs Du; Berty ihrerseits bedankte sich am 5. November für ein Geschenk, wofür sie «Dich ganz fest an mich gedrückt und Dir einen lieben Mutsch dafür gegeben hätte, gell!!!» In den folgenden Briefen dürfen die Lesenden mitverfolgen, wie die ersten Gedanken an eine Ehe und gemeinsame Kinder keimen, die Eltern und andere Familienmitglieder über die Beziehung informiert und anschliessend besucht werden. Mitte Dezember bestellt sich das Paar die Ringe, und erste kleine Unstimmigkeiten müssen überwunden werden. Am 22. Mai, knapp sieben Monate nach dem ersten Stelldichein, fand die kirchliche Trauung statt.

Die Briefe und die Notizzettel, welche die Mutter den Wäschesendungen beilegte, sind unterschiedlich interessant zu lesen, recht oft wiederholen sie sich inhaltlich. Ausserdem sind sie wegen der vielen Schreibenden – sie sind am Schluss des Buches alphabetisch und mit ihrer Funktion aufgezählt – nicht immer einfach einzuordnen. Den Briefen ist eine knapp dreiseitige Einführung vorangestellt, in der Kurt Stadelmann auf den historischen Wert solcher Dokumente eingeht. Im Anschluss an die Briefe finden sich der Nachruf auf Hans Huber und ein kurzer Text seines Vaters Gottlieb Huber, der darin auf seine Wanderjahre als Hafnerlehrling zurückblickt. Leider fehlen dem Buch eine historische Einordnung und erklärende Texte zu den Dokumenten. So erfahren wir beispielsweise kaum etwas über das Handwerk des Ofenbauers, obwohl Vater Gottlieb und sein Sohn Hans Hafnermeister waren. Zudem sind viele der abgedruckten Fotografien aus dem Nachlass undatiert. Wer allerdings in den Mikrokosmos einer mittelständischen Familie in einer Berner Kleinstadt eintauchen möchte, wird dieses Buch mit Vergnügen lesen.

Anna Bähler, Bern

**Von Werdt, Christophe: Die «Missvergnügten» von Bern.
Opposition, Patriotismus und eine wohltätige Anstalt in Bern um
1820. 200 Jahre Bürgerliche Ersparniskasse.**

Bern: Bürgerliche Ersparniskasse 2020. 216 S.

Wenn eine Bank ihr 200-Jahr-Jubiläum begeht, gibt sie üblicherweise einen stattlichen, mindestens 2 kg schweren Grossband mit vielen überflüssigen Bildern heraus. Nicht so die Bürgerliche Ersparniskasse Bern. Sie schenkte ihren Genossenschaftlern – richtig: Genossenschaftlern – einen kleinen, gediegenen Band (16,5 auf 10,5 cm und 216 Seiten) zum Geburtstag. Ein Taschenbuch, geeignet als gemütliche Bettlektüre, als Begleiter auf einer Ferienreise, kurz, ein Buch, das man bequem lesen kann. Und die Lektüre lohnt sich.

Die Bürgerliche Ersparniskasse ist nämlich keine gewöhnliche Bank, sie ist eine «wohltätige Anstalt». Ihre Entstehung hängt mit der politischen und gesellschaftlichen Lage in Europa um 1820 zusammen. Damals formierte sich der Widerstand gegen die Restauration, welche die Errungenschaften der Französischen Revolution rückgängig machte. In Bern sammelten sich diese «Missvergnügten» 1816 im «Burgerleist», der sich als Opposition zum 1815 wieder an die Macht gelangten Patriziat etablierte. Man forderte einerseits die in der Helvetik erlangten Individualrechte ein, setzte aber auch die Tradition der auf Gemeinnützigkeit ausgerichteten Ökonomischen Gesellschaft fort und arbeitete auf die Stärkung eines bernischen und schweizerischen Nationalbewusstseins hin. Prominente Mitglieder waren David Ludwig Bay, ehemals Mitglied des helvetischen Direktoriums, Bernhard Ludwig Fetscherin, Vorsteher des burgerlichen Waisenhauses, Samuel Lutz, Theologieprofessor, Johann Rudolf Wyss der Jüngere und Albert Bitzius. Aus diesen Kreisen wurde am 5. April 1820 die Bürgerliche Ersparniskasse gegründet. Ihre Zielsetzung: «Willst du, dass dir geholfen werde, so hilf dir selbst, und erwarte nicht erst von Andern, was du für dich selbst thun sollst, weil du es thun kannst!» (S. 119) Die Kasse war also eine Selbsthilfeorganisation. So wie der Mensch nach Kant durch die Aufklärung aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit heraustreten soll, so soll er sich durch Fleiss, Anstrengung und Sparsamkeit aus Armut befreien können. Die Sparkassenidee ist also genuin aufklärerisch. Ihr verhalfen die aufgeklärten patriotischen Gesellschaften, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in ganz Europa entstanden und sich miteinander vernetzten, zum Durchbruch.

Eine erste solche Kasse entstand 1778 in Hamburg. Die Berner Kasse scheint die zweite gewesen zu sein. Danach verbreitete sich das Sparkassenwesen in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts europaweit.

Der historischen und gesellschaftlich-philosophischen Verortung der Berner Kassen-
gründung sind die beiden ersten Kapitel des Buches gewidmet. Das dritte Kapitel befasst

sich mit der Organisation und dem Funktionieren der Bürgerlichen Ersparniskasse. Träger dieses Genossenschaftsbankmodells waren die bürgerlichen Zünfte, die ja zuständig für die Armenfürsorge ihrer Angehörigen waren und sind. Direktion und Verwaltung waren ehrenamtlich tätig. Die wichtigste Kundengruppe bildeten in den Anfangszeiten die Kleinsparer aus der unteren bürgerlichen Mittelschicht.

Im letzten Kapitel geht der Autor, fussend auf den Schriften von Charles Taylor, den verschiedenen Facetten des Freiheitsbegriffs nach, der letztlich Triebkraft der Gründung der Bürgerlichen Ersparniskasse war. Diese Ausführungen münden in ein eindrückliches Plädoyer für Selbstverantwortung und Freiheit. «Die Ersparniskasse ist mit ihrer Freiwilligkeit und als Aufruf zur emanzipierten, vorsorgenden Vernunft schon ihrer institutionellen Grundlage nach eine autonome, freiheitliche Wahlmöglichkeit.» (S. 121)

So lässt man sich als Leserin und Leser ein Bankenjubiläum gerne gefallen. Schade nur, dass die interessante Schrift nicht im Buchhandel erhältlich ist. Vielleicht hat die Bürgerliche Ersparniskasse noch einige Exemplare zum Abgeben.

Beizufügen ist noch, dass das ausführliche Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 189–203) keine Wünsche offenlässt, was auch für die sehr anregende Bebilderung gilt. Die «Grund-Gesetze der zinstragenden bürgerlichen Ersparniß-Casse in Bern» sind als Faksimile in extenso abgedruckt (S. 137–185). Die finanziellen Kennzahlen der Bürgerlichen Ersparniskasse von 1820 bis 2019 zeigen eindrücklich Erfolg und Richtigkeit des Konzepts.

Christoph Zürcher, Bern

Züricher, Bertha: «Aus dem Kaleidoscop meines Lebens». Autobiografie einer Berner Malerin.

Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Matthias Fischer.
Zürich: Hier und Jetzt 2022. 264 S. ISBN 978-3-03919-558-9.

Was für ein schönes Buch! Die Form erfreut das Auge, der Inhalt berührt das Herz. Das Grafikerduo Franziska Schott und Marco Schibig aus Gampelen hat es gestaltet. Ein haptisch angenehmes Papier (Daunendruckpapier), das den Anforderungen der zu druckenden Abbildungen entspricht und leicht getönt ist, erinnert an Zeichenpapier. Eine gut lesbare Schrift unterscheidet den Haupttext von den Bildlegenden und dem Anhang (Stone serif und Stone sans). Der gediegenen Gestalt entspricht der Inhalt – «Aus dem Kaleidoscop meines Lebens. Ernstes und Heiteres in einer Malerinnenlaufbahn», wie die Autobiografie genau betitelt ist.

Die Berner Malerin, Zeichnerin und Holzschneiderin Bertha Züricher wurde 1869 als Tochter eines Oberrichters und Obersten aus Burgdorf und einer gebürtigen Thunerin

aus der Familie Lohner geboren und wuchs in der Länggasse in Bern auf. Schon früh fühlte sie sich zur Kunst hingezogen, aber der Tod ihrer Eltern 1887 beziehungsweise 1888 liess sie zunächst Lehrerin werden. Als erste Frau erhielt sie an der neu gegründeten Berner Frauenarbeitsschule eine Festanstellung. Mit 26 Jahren folgte sie dann ihrer Berufung und bildete sich mit grossem Arbeitseifer zunächst in München und danach in Paris zur Malerin aus. In der französischen Hauptstadt errang sie erste Erfolge; viele Bekanntschaften und prägende Erfahrungen liessen Paris zu ihrer geliebten «Kunstmétropole» (S. 118) werden, wo sie Jahre verlebte, «die zugleich die anspornendsten und auch die schwersten in meinem Leben waren» (S. 85).

In der Schweiz dagegen und insbesondere in Bern, wo sich ihr Atelier seit 1916 an der Postgasse 68 und in den letzten Jahren an der Junkerngasse 27 befand, hatte sie Mühe, Anerkennung zu finden. Sie war mit dem Vorwurf der Mittelmässigkeit, aber auch mit Schikanen durch «verständnislose Farbenbrüder» (S. 141) konfrontiert. Ein Stipendium der Eidgenossenschaft blieb ihr verwehrt, und ihr lang ersehnter Wunsch nach einer Einzelausstellung in der Berner Kunsthalle ging erst zu ihrem 70. Geburtstag in Erfüllung. In Zeitungsberichten erhielt sie mehr Lob, und namentlich Joseph Viktor Widmann vom *Bund* und Rudolf von Tavel vom *Berner Tagblatt* förderten sie nach Kräften.

Ihren Lebensunterhalt bestritt die Künstlerin aus Verkäufen von Bildern, für die sie verschiedene Materialien und Techniken wählte, wie Aquarell, Bleistiftzeichnung, Öl auf Leinwand. Eine verlässliche Einnahmequelle waren ihre Holzschnitte. Zudem genoss sie immer wieder die Unterstützung durch ihre Verwandten sowie Freundinnen und Freunde in Bern, München oder Paris, sei es in Form von Geldbeträgen oder Einladungen zu Studien- und Erholungsaufenthalten im Berner Oberland, im Wallis, in München, an der Nordsee, in der Provence und anderswo. Die Vielzahl ihrer Kontakte, die sie neben der engen Beziehung zu ihren Geschwistern zu bekannten Malern sowie Freunden und Freundinnen dank ihres offenen Wesens persönlich oder im Briefverkehr während Jahrzehnten pflegte, ist beeindruckend.

Bertha Züricher war eine selbstständige Frau. Auf Ehe und Kinder verzichtete sie bewusst, um sich ohne Konzessionen der Kunst zu widmen. Als Frau in einer von Männern beherrschten Domäne erfuhr sie Vorbehalte und Zurücksetzungen, weshalb sie in der Frauenbewegung aktiv wurde. Auch für den Frieden engagierte sie sich, so etwa in der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit. Ferner gehörte sie Künstlervereinigungen an; 1909 war sie Gründungsmitglied der Berner Sektion der Gesellschaft schweizerischer Malerinnen und Bildhauerinnen. Ihr ganzes Leben lang begab sie sich immer wieder auf Reisen, die ihr wertvolle Begegnungen und bleibende Eindrücke verschafften; noch fünf Monate vor ihrem Tod 1949 weilte sie in der Provence, die ihr zur

richtigen «Malheimat» geworden war (S. 206), nachdem sie dort 1930 über eine Pariser Freundin günstig ein Altstadthäuschen hatte erwerben können.

Inmitten der sich rasch verändernden modernen Kunstrichtungen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts behielt sie ihren um 1900 entwickelten postimpressionistischen Stil bei. Ihr Anliegen war die realitätsnahe Schilderung des Schönen und Interessanten, weshalb ihr «Verismus» (S. 120) als Stilrichtung zugewiesen wurde. Weil die hochalpine Landschaft sie faszinierte und sie häufig ihre Malsachen auf Bergwanderungen weit hinauf mitschleppte, kann sie auch als eine von wenigen Hochgebirgsmalerinnen gelten (S. 66).

Ihr malerisches und zeichnerisches Werk umfasst rund 1500 Bilder – Porträts, Landschaften und Stilleben – sowie 160 Druckgrafiken. Insgesamt war sie an mehr als 300 Ausstellungen in Deutschland, Frankreich und der Schweiz beteiligt.

Die Autorin erzählt heiter und abgeklärt von den Wechselfällen ihres Lebens, das auch Enttäuschungen und Verluste einschloss, aber immer wieder zu glücklichen Wendungen dank der Unterstützung durch gute Menschen führte. Sie hat ihre Autobiografie 1945 im Alter von 76 Jahren abgefasst: Weil sie wegen des Zweiten Weltkriegs nicht wegfahren konnte, unternahm sie stattdessen eine «Reise durch meine Erinnerungswelt» (S. 12). Zweck der Memoiren ist es, ihren «Weg zur Kunst» (S. 16) nachzuzeichnen. Das Manuskript befindet sich im Familienbesitz; eine weitgehend identische Fassung liegt im Nachlass in der Burgerbibliothek Bern.

Während 14 Fotos einander hauptsächlich chronologisch folgen, sind 48 durchwegs gute Reproduktionen der Werke in Motivgruppen locker im Buch verteilt, ohne mit dem benachbarten Text in Zusammenhang zu stehen. Querverweise im Text stellen den Bezug zu den Bildern her. Die teils ausführlichen Legenden lassen sich als Wegweiser durch Bertha Zürichers Leben und Schaffen lesen.

Der Kunsthistoriker Matthias Fischer hat als umsichtiger Herausgeber im Anhang die wichtigsten Lebensdaten der Malerin zusammengestellt sowie Anmerkungen und ein Personenregister beigefügt. Bei manchen der erwähnten Personen wären ausführlichere Hinweise und eine präzisere kunsthistorische Einordnung für interessierte Laien wünschenswert gewesen.

Emil Erne, Bern